

3. Identitätsdimensionen

3.1. Die Identität als eine Kategorie der Wissenssoziologie und der Sozialpsychologie

Die Identität ist das Ergebnis einer gesellschaftlichen Kategorisierung, die an der Grenze von „wir“ und „sie“ entsteht. Sie ist eine Orientierungshilfe für das Individuum und unterstützt es gleichzeitig dabei, seinen Platz in der Gesellschaft bzw. in den kleineren und größeren Gruppen derselben zu finden und zu bestimmen (vgl. Berger/Luckmann 1966). Grundlegender Bestandteil der Struktur der Identität ist daher das von Gesellschaft und Kultur bereitgestellte Kategorieninventar bzw. sind jene Elemente desselben, zu denen das Individuum eine Beziehung herstellt. Zu diesen Elementen gehören die im Laufe des gesellschaftlichen Lebens erworbenen Erfahrungen und Eindrücke, einschließlich der Akzeptanz des Individuums durch andere. Die gesellschaftliche und kulturelle Umgebung spielt eine entscheidende Rolle beim Erwerb der Kenntnisse des Individuums über sich selbst, nicht nur, indem sie ihm eine individuelle Wissensbasis anbietet, sondern auch, indem sie eine Rückmeldung darüber gibt, wie der/die Einzelne von anderen gesehen wird und mit Hilfe welcher Kategorisierungs- und Typisierungsprozesse er/sie wiederum von anderen wahrgenommen wird. In diesem Sinne kann man von der gesellschaftlichen Identität des Individuums sprechen, die auch das Selbstbild und die persönliche Identität, also die zeitliche und räumliche Wahrnehmung, das Erleben sowie die Erfahrung von Individualität umfasst (Erikson 1968; Pataki 1982). Darüber hinaus handelt es sich „bei der Identität um eine affektive, auf der Grundlage eines besonderen, hierarchischen Prinzips organisierte, kognitive Struktur“ (Pataki 1989: 26), die über Bedeutung und Wert verfügt. Es ist daher offensichtlich, dass die Identität, mit welchen Attributen auch immer sie versehen wird, kein aus sich selbst heraus und für sich selbst existierendes Phänomen ist, sondern dass sie das Ergebnis einer intentionalen Konstruktion, einer Selbstbestimmung und Namensgebung ist durch die auch Bedeutung erzielt wird. Die Struktur der Identität ist gesellschaftlich und kulturell determiniert, gleichzeitig ein- und ausschließlich, d. h. sowohl ist sie Mittel zur Identifikation, als auch zur Abgrenzung. Sie existiert als selbständige Einheit und macht außerdem Unterschiede sichtbar. Als solche ist sie eine sehr flexible, dynamische, häufig überdachte und vielseitig interpretierte Kategorie.

Tajfel hält die gesellschaftliche Kategorisierung für ein Orientierungssystem, das den Platz des Individuums in der Gesellschaft bestimmt. Wie er darlegt:

Die Kategorisierung ist das Drehbuch für die Handlung in dem Sinne, dass sie aufgrund von bestimmten kognitiven Prinzipien die Strukturierung der gesellschaftlichen Umgebung unterstützt [...] diese Kategorisierung wird häufig durch bestimmte Wertvorstellungen geprägt (1978b: 62).

Bezüglich der Identität meint Pataki (1982), dass das Individuum auf der Grundlage des kategorischen Systems der jeweiligen Gesellschaft durch die selektive Internalisierung der Kategorien die möglichen Rahmen für die Identifikation absteckt. Sobald also das Individuum seine Position in Zeit und Raum bestimmt, wählt es unter den möglichen Elementen der

Identifikation diejenigen aus, die zur Selbstbestimmung und Selbstklassifizierung nötig sind. Auf diese Art und Weise wird durch seine Umgebung (Gesellschaft, Kultur) vermitteltes Wissen internalisiert, wobei diese Identifikation zugleich auch die Übernahme der Verantwortung für dieses Wissen darstellt. Diese Beteiligung am Wissen der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppe bildet zusammen mit gruppenspezifischen Werten und emotionalen Einstellungen, die sich aus der Gruppenzugehörigkeit ergeben, die Basis für die Identität.

Die Untersuchung der Identität darf jedoch soziologische und sozialpsychologische Ansätze und Forschungsergebnisse zum Thema Identität ebenfalls nicht außer Acht lassen. Aus diesem Grund habe ich mich auch besonders auf die Schriften von Tajfel (1974, 1978a, 1978b) und Krappmann (1980) bezogen, wobei ich die in diesen Werken aufgestellte These über die nationale und die ethnische Identität übernahm, demzufolge die Identität letztlich das Ergebnis der Sozialisation ist und sich aus dem jeweils geltenden Normensystem im Zusammenhang mit den Erwartungen und Antizipationen der Gruppe bzw. Gesellschaft im Laufe der Harmonisierung der Erwartungshaltungen ergibt. Bei der Frage der Vereinbarkeit von Wissenssoziologie und Sozialpsychologie innerhalb einer wissenschaftlichen Arbeit berufe ich mich auf Berger (1966), der aufgrund des Wesens und der inneren Logik dieser beiden Disziplinen Argumente für ihre Integration im Rahmen ein und derselben Arbeit bringt. Den theoretischen Rahmen für die wissenssoziologische Untersuchung der Identität hat Csepeli (1988, 1992) in Berufung auf die nationale Identität ausgearbeitet. Dieser theoretische Rahmen kann auch auf die ethnische Identität angewendet werden, da seine im Folgenden genannten Bestandteile gleichzeitig zum nationalen Wissensgut gehören. Namen, Religion, Thematisierungen, Typisierungen, Deutungen, Bewertungen, Symbole und Drehbücher spielen auch bei der Erforschung des ethnischen Wissensgutes eine wichtige Rolle.

3.2. Die Identität als gesellschaftliche und historische Kategorie

Von der historischen Perspektive aus betrachtet, hängt die Identität von den Veränderungen der kulturellen Bedingungen sowie dem Wandel der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse ab. Mit der historischen Entwicklung geht auch die Veränderung der Identität einher. Rahmenbedingungen für die jeweilige Identitätsbildung werden geschaffen und zerstört. Im Zuge dieser Entwicklungen können im Laufe der Geschichte verloren gegangene Identitätsmuster wiederbelebt und als konkrete oder symbolische Bausteine für die Konstruktion neuer Identitäten verwendet werden (Pataki 1982).

Das jeweilige historische Zeitalter, in dem der/die Einzelne lebt, bietet die möglichen Elemente der Identifizierung, die über eine gesellschaftliche Bedeutung verfügen, nur in begrenzter Auswahl an. Welche und wie viele von diesen Elementen das Individuum verwendet, hängt unter anderem auch davon ab, wie sehr es zur Annahme dieser Elemente bereit ist und inwieweit es in der Lage ist, die eigenen Bedürfnisse mit den Anforderungen der jeweiligen Kultur in Einklang zu bringen. Der Aufbau einer eigenen Identität, die Gestaltung der Rahmenbedingungen für die Identifikation sowie die Mechanismen der Selektion und der Internalisierung geeigneter identitätsstiftender Elemente sind Ergebnisse eines Lernprozesses, der als solcher, dem jeweiligen Zeitalter entsprechend, kulturell und gesellschaftlich geprägt ist. Das Selbstbild des Individuums ist kulturspezifisch. Seine Wurzeln liegen in der Kultur der jeweiligen Gemeinschaft. Die Identität entwickelt sich als Folge der Übernahme von kulturellen Mustern und dient ihrerseits wiederum als kulturelles

Muster. Das Individuum konstruiert sich im Laufe seines Lebens mehrere Identitäten. Alle diese Identitäten haben eine eigene Geschichte. Die Identitätsbildung wird stets durch diejenigen Merkmale der gegenwärtigen Situation bestimmt, die den Einzelnen/die Einzelne ins System der gesellschaftlichen Interaktionen einbinden. Die wesentlichen Merkmale der Antworten auf die Fragen „Wer bin ich?“ und „Was bin ich?“ bestimmt die Struktur des Netzes der Interaktionen. Mit Hilfe seiner jeweiligen Rollen findet das Individuum seinen Platz im System der Interaktionen. Seine Identität hängt immer von der Bewertung seiner gesellschaftlichen Position ab (Sarbin und Scheibe 1983).

Der/die Einzelne kann gleichzeitig mehreren gesellschaftlichen Gruppen angehören. Seine Rolle bei der Ausgestaltung der eigenen Identität wurde durch die Möglichkeit der mehrfachen Kategorienwahl erhöht. Das Individuum kann die seiner Mitgliedschaft in der Gruppe entsprechende gesellschaftliche Identität auf der Basis der Erwartungen der Gruppe und aufgrund der positiven und negativen Wertzuordnungen bezüglich der Mitgliedschaft selbst konstruieren. Grundlage für diese Wertzuordnungen ist vor allen Dingen der Vergleich mit anderen Gruppen. Auf diesen Vergleich beruhen dann auch diejenigen Bewertungen und Entscheidungen, die der/die Einzelne für oder gegen seine/ihre eigene Gruppe trifft (Giles und Mitarbeiter 1977). Die Gruppenidentität wird aus Affiliationen der Gruppenmitglieder aufgebaut und besteht aus kognitiven, wertorientierten sowie emotionalen Komponenten. Das kognitive Element stellt im Bewusstsein des Individuums das Wissen dar, einer Gruppe anzugehören, die sich von anderen Gruppen unterscheidet. Beim Wertelement handelt es sich um gewisse Konnotationen im Bezug auf die Werte, die mit der Gruppenmitgliedschaft einhergehen. Das Individuum muss sich entscheiden, ob es sich lohnt - und wenn ja, dann warum – Mitglied der jeweiligen Gruppe zu sein oder im umgekehrten Fall, warum es sich nicht lohnt, eine Gruppenmitgliedschaft anzustreben.

3.3. Die ethnische Dimension

3.3.1. Ethnische Gruppe und Gruppenzugehörigkeit

Wenn man die Grundstrukturen der ethnischen Zugehörigkeit verstehen und sich ein Bild vom Phänomen der ethnischen Zusammengehörigkeit machen möchte, muss vor allem geklärt werden, was die spezifischen Eigenschaften und Charakteristika der ethnischen Gruppe und ihrer Mitglieder sind bzw. was das Erlebnis des bewusst gewordenen subjektiven ethnischen Zusammengehörigkeitsgefühls ausmacht sowie unter welchen Bedingungen sich der/die Einzelne zu den Deutschen zählt. Die Begriffe der ethnischen Gruppe, der Gruppenzugehörigkeit, der Aufrechterhaltung der Grenzen und der Identität gehören im Leben der Einzelpersonen und der Gruppen eng zusammen und werden in diesem Kapitel nur im Interesse der Begriffsbestimmung getrennt. Von einer Minderheitengruppe kann man in all jenen Fällen sprechen, in denen Angehörige einer Minderheit im vorgegebenen staatlichen oder gesellschaftlichen Rahmen mit dem Makroethnikum und häufig auch mit mehreren unterschiedlichen ethnischen Gruppen zusammenleben. Der Begriff der Minderheit kann auch aus dem Gesichtswinkel der Diskriminierung behandelt werden (Wagley und Harris 1958; Simpson und Yinger 1986). Er kann aber auch im Hinblick auf die gesellschaftliche Isolation, auf die Gruppensolidarität und auf das Selbstbewusstsein einer Minderheit bestimmt werden. Darüber hinaus sind auch Faktoren wie die Anzahl der Gruppenmitglieder, die unter den

jeweiligen Machtverhältnissen eingenommene diskriminierende gesellschaftliche und politische Stellung, das Selbstbewusstsein der Minderheiten sowie die abgesonderten sprachlichen, religiösen und ethnischen Eigenschaften Richtwerte, die zu berücksichtigen sind.

Schermerhorn definiert den Begriff der ethnischen Minorität, indem er auf das jeweilige Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit hinweist.

[...] die ethnische Gruppe ist [...] eine Kollektivität innerhalb einer größeren Gesellschaft, die über vermutete oder tatsächliche gemeinsame Vorfahren sowie über ein gemeinsames historisches Gedächtnis verfügt und ihre kulturelle Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes symbolisches Element oder mehrere symbolische Elemente richtet, die das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit bestimmen (1970: 12).

Im Hinblick auf ihren kulturellen Status, ist die ethnische Gruppe ein auf Abstammung beruhendes präindustrielles und ursprüngliches Gebilde. Ihre Mitglieder streben durch die Aufrechterhaltung der Endogamie nach Generationenkontinuität. Als Minderheitengruppe verfügt sie über ein eigenes Traditionsinventar, das nicht mit anderen geteilt und nur unter Gruppenmitgliedern weitergegeben wird. Häufig ranken sich diverse Mythen und Legenden um die gemeinsame Abstammung. Diesen Vorstellungen entsprechen auch verschiedene Traditionen. Darüber hinaus gehören Symbole, Gegenstände, normative Verhaltensmuster, die für bestimmte Aktivitäten stehen, Gewohnheiten, Moral sowie die Hervorhebung des Andersseins aus einer ethnozentrischen Perspektive zum Bewusstsein der eigenen ethnischen Identität. Zu diesem Wissensgut gehören darüber hinaus gemeinsame typenspezifische Eigenschaften, Haltungen, eine vermutete oder tatsächliche gemeinsame Herkunft, eine gemeinsame historische Vergangenheit, ähnliche psychologische Kennzeichen, Traditionen, normative Verhaltensmuster, Einstellungen, Werte, Normen, ein gemeinsamer Glaube, eine gemeinsame Sprache sowie die verschiedenen Strategien zur Aufnahme von Außenseitern in die betreffende Gemeinschaft. Innerhalb der Gruppe steht dieses Wissensgut für Ursprünglichkeit, nach außen bedeutet es hingegen Abgrenzung. Diese Abgrenzung erfolgt aufgrund jener morphologisch-kultureller Kennzeichen, die die Gruppe aus der eigenen Kultur für andere sichtbar macht. Horowitz (1975) und De Vos (1982) sind der Ansicht, dass das für den gruppeninternen Zusammenhalt verantwortliche, aus einer fernen Vergangenheit stammende gemeinsame kulturelle Erbe die Minderheit in einem gleichsam statischen Zustand hält. Der Wirkungskreis der Gruppe äußert sich in der generationenübergreifenden Weitergabe der Traditionen sowie in der Pflege des Brauchtums. Zu diesen objektiven Charakteristika kommen noch subjektive Dimensionen hinzu, d.h. all jene Merkmale, die die jeweilige Minderheit selbst als für die eigene Gruppe kennzeichnend empfindet. Zu letzteren gehören beispielsweise das gegenüber der eigenen Gruppe empfundene Zugehörigkeitsgefühl, das Wissen um die Zusammengehörigkeit und den Zusammenhalt der Gruppe sowie die Manifestierung dieses Bewusstseins im täglichen Leben. Die Mitgliedschaft in der kulturell bestimmten ethnischen Gruppe wird durch normative Gesichtspunkte ergänzt, d.h. es wird vom einzelnen Gruppenmitglied erwartet, sich, ohne wenn und aber zu der betreffenden Gemeinschaft zu bekennen.

Unter dem Begriff der ethnischen Gruppe der Deutschen in Ungarn verstehe ich eine Minderheit innerhalb der ungarischen Mehrheitsgesellschaft, die sich von der Heimat ihrer Vorfahren im Laufe der Zeit durch Migration losgelöst hatte und in der Folge im Rahmen ihres eigenen Interaktionsfeldes besondere kulturelle Eigenheiten entwickelt hat. Sie verfügt daher auch über

ein für die eigene Gruppe charakteristisches sog. „ethnisches“ Wissen und Selbstbewusstsein, dessen Bestandteile Phänomene wie Namensgebung, Dialekte, Folklore, Wert- und Normsysteme sowie gruppenspezifische Stereotypen sind. Diese von der Mehrheit kulturell abweichenden identitätsstiftenden Elemente stellen die wichtigsten Kriterien für das Anderssein dar. Sie bilden die Grundlage für das Selbstbewusstsein, die Solidarität und die kohäsiven Kräfte der Gruppe und spielen daher für das Überleben in der Mehrheitsgesellschaft eine strategisch wichtige Rolle. Darüber hinaus kann erst durch das Leben innerhalb der ethnischen Gruppe Identität entwickelt, ausgedrückt und letztlich – gleichsam als Abgrenzung von anderen - nach außen hin (siehe z.B. Tracht) repräsentiert werden.

Die ethnische Gruppenbildung, die Charakteristika der Gruppe sowie die Bestimmung der Gruppenzugehörigkeit sind von der Frage der Identität und der Grenze untrennbar; sie werden aus der Problematik der Aufrechterhaltung der Grenze folgend immer von den Interaktionen abhängig durchgeführt, die von den historischen, wirtschaftlichen und politischen Umständen bestimmt werden.

Anthias und Yuval-Davis meinen:

Die ethnischen Gruppen ziehen die Grenzen der Gruppenzugehörigkeit eindeutig entlang von homogenen Parametern, die von der Tatsache der Hineingeburt bis zu den kulturellen und sonstigen symbolischen Übungen zu der Sprache ... reichen (1992:4).

Die Artikulation und die Vergegenwärtigung des kulturellen Andersseins sowie die subjektive Dimension der Mitgliedschaft in einer ethnischen Gruppe, also die Tatsache, dass der Einzelne sich der Gruppe zugehörig fühlt, ist schon Fragen der ethnischen Identität. Die Übernahme der Gruppenmitgliedschaft und die Identifikation mit der Gruppe sind jedoch subjektive Entscheidungen des Einzelnen und stellen zugleich die wichtigste Dimension der ethnischen Identität dar. Dieser Gesichtspunkt ist umso wichtiger, da die ethnische Gruppe für die ethnische Identität des Einzelnen Form und Repräsentation sichert, also die Gruppenidentität manifestiert und für den Einzelnen die Teilnahme daran ermöglicht.

3.3.2. Die Grenze und „was sich dahinter verbirgt“

Die Entwicklung der ethnischen Identität sowie die Bildung einer Gruppe kann nicht unabhängig vom Begriff der Grenze analysiert und rekonstruiert werden. Aus diesem Grund ist an dieser Stelle eine erste definitorische Annäherung notwendig. Unter „Grenze“ ist in diesem Fall selbstverständlich keine Landesgrenze, sondern eine symbolische Grenze zu verstehen (Jeggel, 1994).

Wie bereits erwähnt, besteht das wesentliche Charakteristikum der Gruppe darin, sich von anderen Gruppen zu unterscheiden. Die Gruppe und ihre Mitglieder schaffen sich selbst ein Bild über „die anderen“ auf der Grundlage ihrer eigenen Wert- und Überzeugungssysteme. Im Prozess der gesellschaftlichen Klassifizierung entwickeln die Gruppenmitglieder Urteile und Vorurteile über die anderen, definieren die Unterschiede zwischen In- und Outgroupzugehörigen. Das ist eigentlich der Ausgangspunkt für die ethnische Grenzziehung und für die Entwicklung der ethnischen Identität.

Die Grenzziehung kann auf zwei verschiedene Arten erfolgen. Auf der einen Seite werden die Gruppenmitglieder selbst, aufgrund bestimmter äußerer Charakteristika, von der Mehrheitsgesellschaft

kategorisiert. Die auf diese Art und Weise zustande gekommenen Grenzen sind jedoch von kurzer Dauer, da die gruppenspezifischen Charakteristika im Laufe der Zeit Veränderungen unterliegen (siehe z.B. Assimilation).

Auf der anderen Seite ziehen die Gruppenmitglieder auf der Grundlage des Erlebens der Kategorien „wir“ (Ingroup) und „sie“ (Outgroup) selbst die Grenzen. Per definitionem ergeben sich Ingroup und Outgroup aus dem Vergleich bzw. der Gegenüberstellung der Kategorien von „wir“ bzw. „sie“.

Die Wertedifferenzen zwischen den Gruppen sowie der kognitive Mechanismus der Kategorisierung sind besonders wichtig in der gesellschaftlichen Unterscheidung zwischen „wir“ und „sie“ (Tajfel 1978b). Es ist eine sozialpsychologische Tatsache, dass die Dichotomie des „wir“ und „sie“ aufgrund von Kategorisierungsprozessen entsteht. Ergebnis dieser Kategorisierung ist das Empfinden von positiven Gefühlen und Solidarität gegenüber der Ingroup, währenddessen die Outgroup der Lösung ingroup-interner Spannungen dient und häufig auch als Sündenbock erhalten muss (Csepeli 1990). Diese Grenzziehung bedeutet eigentlich nichts anderes, als die von den Ingroup-Mitgliedern getroffene Auswahl bestimmter für sie selbst als charakteristisch erachtete Elemente aus einem bereits vorhandenen Repertoire. Die Grenze zwischen Ingroup und Outgroup entsteht durch das Bewusstwerden und die Internalisierung gesellschaftlicher Kategorien. Sobald diese Grenze gezogen wurde, kann eindeutig festgestellt werden, wer zur Ingroup gehört bzw. nicht gehört sowie wer Mitglied der Ingroup werden bzw. nicht werden kann. Nach außen hin bedeutet die Grenze „Abgrenzung“ zu den anderen. Nach innen wiederum schafft sie eine Atmosphäre der Geborgenheit und Vertrautheit.

Anthias und Yuval-Davies (1992) behaupten, dass die Grenze Austragungsort für Auseinandersetzungen und Schauplatz für Verhandlungen ist. Alles das geschieht im Interesse der Herstellung eines Gleichgewichts zwischen Ingroup und Outgroup. Unabhängig davon wer für die Grenzziehung am meisten Verantwortung trägt, muss festgestellt werden, dass die so entstandenen Grenzverläufe alles andere als statisch sind. Änderungen der Grenzen sind immer dann möglich, wenn sich das Selbstbild der Gruppen verändert und wenn das kulturelle Repertoire verarmt bzw. reicher wird. Die Verarmung bzw. Entfaltung dieses Repertoires hängt in besonderem Maße von gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Faktoren ab, die für die Durchlässigkeit bzw. Unüberwindbarkeit der Grenzen sind ausschlaggebend. Außerdem hängt die vorhandene bzw. nicht vorhandene Durchlässigkeit der Grenzen auch von der Vertrauensfrage ab, d.h. davon, inwieweit eine Gruppe offen für eine andere ist. Bei der Gestaltung dieser Beziehungen spielt auch die bereits angesprochene Urteilsbildung über die jeweilige Outgroup eine entscheidende Rolle, d.h. Vorurteile nehmen einen negativen, positive Bewertungen hingegen einen guten Einfluss auf die Beziehungen. Bei der Einschätzung der Beziehungen der Gruppen untereinander dürfen auch nicht divergierende Wert- und Normensysteme außer Acht gelassen werden.

Die Grenzen können nur in jenen Fällen aufrechterhalten werden, in denen die Gruppen über eine entsprechende Identifikationsbasis verfügen. Das Verhältnis zwischen Grenze und kulturellem Repertoire ist durch wechselseitige Abhängigkeit gekennzeichnet. Diese beiden Phänomene modifizieren und verstärken sich gegenseitig. Das kulturelle Repertoire steckt die interethnischen Grenzen ab und legitimiert sie auch, wogegen die Grenzen selbst den Inhalt des kulturellen Repertoires determinieren und gegebenenfalls verändern. Barth (1969) meint, dass die Identität an der Grenze konstruiert wird. Meiner Ansicht nach greift diese Auffassung zu kurz, da sie die Wichtigkeit des kulturellen Repertoires negiert. Sowohl die Grenze, als auch das

kulturelle Repertoire können meiner Meinung nach die Basis für die Identitätskonstruktion bilden. Eriksen (1993) geht davon aus, dass das kulturelle Repertoire sich auch ohne die Verschiebung der ethnischen Grenzen verändern könne, da ja kulturelle und ethnische Grenzen nicht zwangsläufig gleich verliefen. Sofern eine Identifikation mit dem jeweiligen kulturellen Repertoire nicht möglich sein sollte bzw. sofern die die Kultur repräsentierenden Symbole unauffindbar bleiben, die ihrerseits eine wichtige Quelle der Kohäsion und Identität innerhalb der Gruppe darstellen, und sofern sich hinter der Grenze „nichts verbirgt“, d.h. die Grenze inhaltsleer wird, bedeutet ihre weitere Aufrechterhaltung eine bloße Fiktion. Ein gutes Beispiel dafür sind Sprachgrenzen, die nicht aufrechterhalten werden können, sofern die jeweiligen Sprachen nicht mehr gesprochen werden. Dieser Prozess geht schon in Richtung Assimilation.

3.3.3. Ethnische Identität

Die Bedeutung der ethnischen Identität bezieht sich auf ein sehr breites Spektrum. Aus diesem Grund erwartet sich Erikson (1968) auch keinen nennenswerten Erkenntnisfortschritt durch die Definition von Identität. Zum einen, wären solche Begriffsbestimmungen nämlich zu eng, zum anderen zu weit gefasst, als dass wissenschaftlich aussagekräftige Ergebnisse erzielt werden könnten. In Kenntnisnahme von, jedoch nicht Übereinstimmung mit Eriksons Ansicht, verstehe ich unter ethnischer Identität, jenes Zugehörigkeitsgefühl, das der/die Einzelne gegenüber derjenigen ethnischen Gruppe empfindet, in die er/sie hineingeboren wurde und in der er/sie im Zuge der primären Sozialisation dasjenige Wissensgut erwirbt, das die Basis für die Identität bildet. Zu diesem Wissensschatz gehören der Glaube an eine gemeinsame Herkunft, das im Dienst der Abgrenzung von anderen Gruppen stehende kulturelle Repertoire, bestimmte Haltungen, die für die Ähnlichkeit der Gewohnheiten ausschlaggebenden Traditionen und Wertsysteme sowie die Entwicklung und Praktizierung von Überlebensstrategien. Die Elemente des ethnischen Wissensgutes stimmen zum Teil mit jenen des nationalen Wissensbestandes überein, weichen jedoch auch teilweise von diesen, insbesondere inhaltlich gesehen, ab. Dieses Wissen wird vom Individuum ständig aktualisiert und den jeweiligen Rollen und Situationen entsprechend angewendet (Bell 1975). Die von Pataki (1988) erwähnten „stummen Bilder“, die die Angehörigen einer Minderheit unbewusst vor Augen haben, gewinnen an Schärfe und kognitiver Bedeutung, sobald das betreffende Individuum bzw. seine Gruppe in eine Grenzsituation gerät. In der Zeit der massenhaften Vertreibung der Deutschen nach dem zweiten Weltkrieg, wurde ihnen ihre Identität umso deutlicher bewusst. Zu den wichtigsten kulturellen Elementen der ethnischen Identität gehören nach Zavalloni (1983) Folklore, Musik und Tanz als Symbole, die das „Wir“-Gefühl zum Ausdruck bringen und bewahren. Die ethnische Identität ergibt sich aus dem Wechselspiel von kognitiven, affektiven und kulturellen Faktoren.

Die Erwartungen der Gruppe hinsichtlich ihrer einzelnen Mitglieder unterliegen im Laufe der Zeit Veränderungen. Jede historische Epoche stellt Verhaltensmuster und Traditionsinventare bereit, die vom einzelnen Menschen zu befolgen sind. Im Zuge der Sozialisation schreibt die Gruppe vor, welche dieser Elemente vom Individuum auszuwählen und zu internalisieren sind. Im System der ethnischen Interaktionen ist der Aktionsradius bzw. Handlungsspielraum des/der Einzelnen äußerst beschränkt. Zugehörigkeit können nur diejenigen empfinden, die als Gruppenmitglieder Sitten und Bräuche pflegen und die Muttersprache sprechen. Die Rahmenbedingungen der ethnischen

Identität sind relativ ungünstig. De Vos (1982) ist der Überzeugung, dass die ethnische Identität so stark in der Vergangenheit verankert sei, dass jede Veränderung von vorn herein ausgeschlossen wäre. Die wichtigste Aufgabe der Identität erschöpfe sich daher in der symbolischen Andeutung vergangener Zeiten sowie in der emblematischen Darstellung der ethnischen Kultur. Die Tradition schreibe das Drehbuch für den Bestand der Gruppe.

Die wiederholte Darstellung der Vergangenheit äußert sich im gesellschaftlichen Gedenken an Vergangenes sowie in der Ausübung strenger Rituale. Alles das ist notwendig, um ein Gefühl der Geborgenheit und Kontinuität zu vermitteln sowie die kohäsiven Kräfte der Gruppe für die Zukunft zu stärken. Voraussetzung für die Kontinuität der Gruppe ist die Anpassung bereits vorhandener Identitätselemente an die gegenwärtige Situation. In diesem Sinne ist mein Ansatz – ohne die Bedeutung der Vergangenheit für die Identitätsbildung in Frage zu stellen – gegenwartsbezogen und zukunftsorientiert. Die verschiedenen Generationen kopieren den Lebensstil ihrer Ahnen nicht im Verhältnis eins zu eins, sondern übernehmen nur jene Elemente, die sich in eine moderne Lebensweise integrieren lassen. Obwohl verkrustete Strukturen aufgebrochen und die Ansichten bezüglich Partnerwahl und Ehe liberalisiert wurden, kann trotz allem die Wichtigkeit von Herkunft und Gruppenzugehörigkeit im Ungarn von heute auf keinen Fall in Frage gestellt werden.

3.4. Nationale Dimension

3.4.1. Die Nation

Zur Bestimmung des Begriffs Nation stehen zwei Konzepte zur Verfügung, nämlich die Staatnation und die Kulturnation. Innerhalb dieser beiden Konzepte gibt es noch viele andere Theorien, von denen ich allerdings nur jene herausgreife, die für die Untersuchung der Situation der Deutschen relevant sind.

Laut Gellner (1983) ist die Nation keine den Menschen von Geburt an innewohnende Organisationsform. In Wirklichkeit handele es sich sowohl bei Nationen, als auch bei Staaten um Gebilde, die im Laufe der Geschichte entstanden seien. Voraussetzung der Zugehörigkeit zu einer Nation seien der Wille und die Überzeugung ihr anzugehören, die Identifikation mit ihr, Loyalität zu ihr sowie die Teilhabe an der normierten Hochkultur, die sich in bestimmten Kommunikations- und Verhaltensmustern äußere. Demgegenüber sei die ethnische Zugehörigkeit dem individuellen Willen nicht unterworfen, da die Menschen in die ethnische Gruppe hinein geboren werden.

Hobsbawm (1990) zufolge ist die Nation eine Art gesellschaftliche und politische Einheit, die sich auf den modernen Territorialstaat bezieht. Nach dieser Auffassung werden die Begriffe der Nation, des Territorialstaates und des Staatsvolkes gleichgesetzt. Anderson (1991) knüpft an diese Vorstellungen an, indem er den Standpunkt vertritt, dass die Nation eine imaginäre politische, nach außen abgegrenzte und souveräne Gemeinschaft ist. Smith (1986) ist der Ansicht, dass die Nation eine ethnische Grundlage hat und wengleich letztere sich nicht automatisch aus ersterer ergäbe, werde die Nation auf der Basis ethnischen Ethnozentrismen konstruiert.

Aufgrund fehlender Staatsgrenzen wird im osteuropäischen Raum der Begriff der Kulturnation in der Regel auf Faktoren wie die gemeinsame Abstammung und Blutsbande

sowie die gemeinsame Sprache zurückgeführt. In diesem Buch verwende ich diesen normativen kulturellen und abstammungsbezogenen Ansatz nicht. In diesem Verständnis von Kulturnation kann nämlich die nationale Identität der deutschen Minderheit in Ungarn, die sowohl, was ihre Abstammung, als auch ihre kulturellen Besonderheiten anbelangt, nicht erklärt werden. Ich berücksichtige jedoch die Tatsache, dass die Minderheit und die Mehrheit – da sie ja in ein- und demselben geografischen Raum leben – sich eine intersubjektive Realität teilen, die in der Folge auch unabhängig von der Abstammung ist und sich nach der Staatsbürgerschaft, dem nationalen Wissensschatz und den nationalen Symbolen richtet.

Wenn Gellner mit der Auffassung Recht hat, dass

zwei Menschen dann und nur dann zu der selben Nation gehören, wenn sie die selbe Kultur teilen und die Kultur nichts anderes bedeutet, als das System von Ideen und Ideenassoziationen, Zeichen, Symbolen, Kommunikations- und Verhaltensweisen, und die Nationen Artefakte der menschlichen Überzeugung, Loyalität und Solidarität sind (1983: 7),

und wir gleichzeitig die historische Entwicklung, die Assimilationstendenzen und Übungen, die Meinung über die Heimat, die ungarische Staatsbürgerschaft der Deutschen berücksichtigen, dann können wir ruhig feststellen, dass die Deutschen auch der ungarischen Nation angehören.

3.4.2. Nationale Identität

Mit der sich rasch verändernden Gesellschaft, rasanten Industrialisierung und Mobilisierung in der Nachkriegszeit, wurde es aber für Angehörige ethnischer Minderheiten schwieriger, Fragen nach ihrer Identität, wie „Wer und was bin ich?“, oder „Wem gehöre ich an?“ zu beantworten. Ein jeder kann heute zu mehreren Gruppen gehören. Die Wahl der jeweiligen Gruppenzugehörigkeit erfolgt nach individuellen Strategien.. Ethnische Identität wird eigentlich von weiteren Identitäten, wie Klassenzugehörigkeit, gesellschaftlicher Status, Geschlecht, Erwerbstätigkeit etc durchdrungen. Die Manifestierung der Identität hängt auch von der Bestimmung und der Perzeption der jeweiligen Situation ab. Dementsprechend wird die Repräsentation der verschiedenen Identitäten situationsgebunden. Die verschiedenen Situationen des Alltagslebens evozieren stets die der Situation entsprechende Identität. Diese kann gegebenenfalls die Situation selbst prägen. Die Ausbildung der ethnischen Identität sowie aller anderen Identitäten, ist stets Antwort auf die normativen Erwartungen der Gruppe, der das Individuum angehört.

Die Individuen sind also nicht gleichsam in einem bestimmten kulturellen Milieu „gefangen“. Sofern sie sich gleichzeitig zu einer ethnischen Gruppe und einer Nation bekennen, sind ihre kulturellen Neigungen alles andere als eindimensional. Diese mehrfache kulturelle Bindung bietet ihnen mehrere Identifikationsmöglichkeiten. Die nationale Identität kann, muss aber nicht, die primäre und wichtigste Identität sein. Es gibt aber Menschen, für die die soziale Existenz konstituierende nationale Identität, nur einen Teil der Identitätskonstruktion ausmache. Für die deutsche Minderheit, die eine andere Abstammung hat als die ungarische Bevölkerungsmehrheit, jedoch den Lebensraum mit der ungarischen Nation teilt, ist das ungarische Nationalbewusstsein nicht unbedingt von primärer Bedeutung. Für die Ausbildung der nationalen Gesinnung sind das Zusammenleben innerhalb gemeinsamer Grenzen, das gemeinsame historische Schicksal

und eine stark emotionalisierende nationale Ideologie nötig. Unter der nationalen Identität der Deutschen verstehe ich jenes identitätsstiftende Gebilde, das alle jene Wissens Elemente der nationalen Identität der Mehrheit enthält, die der ethnischen Minderheit fehlen, und die durch die jahrhundertlange Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft selektiv internalisiert wurden. Im Falle der Deutschen kam die nationale Identität ursprünglich nicht, wie bei vielen anderen Minderheiten Ungarns, mit der Absicht zustande, sich von der Mehrheit abzusondern. Im Gegenteil: Sie wollten sich sogar bis zu einem gewissen Grad mit der Mehrheit identifizieren und haben auch anfangs fehlende Elemente wie die Staatsangehörigkeit sowie die Heimat zu einem Bestandteil ihrer Identität werden lassen.